



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Wochenbericht.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Kirche selbst, oder vom Staate ausgeht. Indem er dies historisch entwickelt, wird er auch in ihrem inneren Zusammenhange die Rechtsgedanken dieser Reaction darzulegen haben, und nur auf diese Art die eigentliche Natur des Streites und die jeweilige, entweder bloß factische, oder auch rechtlich fixirte Stellung der Parteien auf dem bestrittenen Gebiete in's Licht setzen können. — Allerdings wird ein solches System des katholischen Kirchenrechtes lange auf sich warten lassen, nicht bloß der mancherlei dazu erforderlichen Vorarbeiten wegen, sondern auch, weil keine Partei sich gern wird klar machen wollen, daß sie weniger Boden habe, als sie behauptet; und weil der Staat und die katholische Kirche, so lange sie einmal eine Ehe zu führen haben, über die Menge und Unlösbarkeit ihrer Differenzen gleichfalls lieber schweigen. Was übrigens, wenn der Staat nicht die Augen davor schließt — denn die Kirche thut das ohnehin niemals —, keinerlei Tadel verdient. Nur jene milde, und von manchen Katholiken, vielleicht im guten Glauben, beförderten Illusionen über die Rechtsgedanken der Curie sind absolut schädlich und müssen für den Staat aufhören.“ —

### W o c h e n b e r i c h t.

**Pariser Briefe.** — Der Erfolg von Ponsard's Stück im Odeon dauert noch immer fort — trotz der Unbeliebtheit dieses Theaters sind nahezu vierzig Vorstellungen bei stets gefülltem Hause gegeben worden. Die moralische Enttäufung in „Die Ehre und das Geld“ erbaut die Pariser sehr, und mit Recht. Auch mir hat die honnete Lust, welche dieses Zeitgemälde durchweht, wohlgethan, und ich bin, ganz befriedigt und vergnügt gestimmt, den langen Weg vom Odeon heimgegangen. Dieser Krieg der Ehre gegen das Geld ist wohlgemeint und zur Zeit verkündigt. Der Spiegel, den uns Ponsard entgegenhält, ist nicht überflüssig gewesen, und wir gönnen es dem Dichter vom Herzen, wenn ihm sein Lustspiel Geld und Ehre zugleich bringt. Die Erfindung ist nicht sehr anziehend. Der Dialog, obgleich zumeist in tadellosen Alexandrinern geschrieben, hat oft Etwas unangenehm Geschraubtes, nicht erfreulich an Molière Erinnerndes, die handelnden Figuren haben, häufiger als gut ist, sententiöse Tiraden auszusprechen: allein das ganze Stück hat Etwas ungemein wohlthuendes und man wird davon angemuthet wie im Sommer von einem schattigen, duftenden Gartenraume neben einer Straße voll Staub und Sonnenhitze. Das ist das ganze Geheimniß dieses Erfolges; es ist ein gewissenhaftes Wort schönen Jornes, das den Weg zum Herzen sich bricht. Was sind das aber auch für Zustände, was ist das für eine Regierung, die ein so harmloses, sich ganz ausschließlich im Kreise der intimsten Privatinteressen bewegendes Stück von ihren Freunden als staatsgefährlich procla-

miren läßt, so daß es die ordinären Komödianten (les comédiens ordinaires) Seiner Majestät nicht aufzuführen gewagt? Es scheint mir auch ein ganz kluger Act, daß der Staatsminister die feige Dummheit des Herrn Houffaye später gut gemacht und dem vom Publicum acclamirten Dichter das Offizierkreuz der Ehrenlegion gegeben und ihm überdieß eine anständige Pension aus der Privatkasse des Kaisers angeboten; welche letztere, ich beeihe mich, es zu constatiren, Ponsard höflich zurückgewiesen hat.

Die Regierung hat, wie bemerkt, sehr klug gehandelt, aber dieß verhindert das Publicum doch nicht zu fühlen, daß die Angriffe alle gegen das jetzige Regime gerichtet seien. Nicht gegen die Person des Kaisers, auch nicht gegen das Kaiserthum als solches, sondern gegen die heutige officielle Gesellschaft und ihren Tempel, die Börse.

Wenn man Frankreich's heutige Zustände genauer betrachtet, so wird man zu der Vermuthung getrieben, als wäre die Februarrevolution bloß ein Incidenzfall gewesen, eine kurze Ableitung eines Stromes, der nach dieser nun mit um so größerer Gewalt in seine alte Bahn zurückstürzt. Wir haben fast die ganze Louis Philipp'sche Wirthschaft der Agiotage und des Börsenschwindels wieder, und was sie an Potenzirung gewonnen, das hat man ihr an Freiheit genommen. Es ist eine allgemeine Entnerung des Willens, eine Entfittlichung des Geistes durch die materiellen Interessen. Das System geht gar nicht so weit in seinen Ansprüchen, die Liebe und Achtung der Nation in Anspruch zu nehmen. Es strebt nur dahin, die größtmögliche Anzahl von Leuten bei der Erhaltung des Status quo zu betheiligen. Die guten Pfahlbürger sowol, als die intelligenten Bestitzer mögen das gegenwärtige Regime so wenig nach ihrem Geschmack finden als sie nur immer wollen, aber sie sollen vor dem Gedanken erschrecken, es anzutasten. Bis jetzt ist das auch vortrefflich gelungen und, Paris ausgenommen, dürfte sich Frankreich noch lange in dieser zukunftscheuen Stimmung befinden, allein der große Irrthum, in dem die Regierung unserer Ansicht nach befangen, ist der, daß sie den schnellen Wechsel von Paris nicht berücksichtigt und gar Nichts gethan Frankreich von diesem unabhängig zu machen. Weil man sich hier schnell bereichert und schnell bereichern muß, hat man in einigen Jahren die bitteren Zeiten der Revolution vergessen, und betrachten diejenigen, denen es eben nicht glücken wollte, ihre Zukunft als abgemacht und fertig. Man ist seit Ludwig Philipp nicht mehr daran gewöhnt, im Privatleben ebenso wenig als in der Politik, mühsam und mit Ausdauer für seine Zukunft zu arbeiten. Man will Alles gewinnen, Geld und die Freiheit, und darum dreht sich auch die moderne Geschichte Frankreichs um die Börse und um den Bastilleplatz.

Ponsard's Stück führt uns alle diese Zustände lebhaft zu Gemüthe, und darum spricht es so allgemein an. Ein College des classischen Tragikers, das heißt ein Kamerad unter den Gegnern Victor Hugo's, Emile Augier, hat zugleich

mit Ponsard einen glücklichen Wurf mit seiner „Philiberte“ gethan. Das Stück des Gymnase ist ein reines Phantasiemal, und um uns ganz den Voreingenommenheiten der Gegenwart zu entrücken, hat er die Handlung ins vorige Jahrhundert zurückverlegt. Das ist ein ganz allerliebste Stück, und es wäre ein Meisterstück ohne den ganz verfehlten dritten Act. Augier hat Figuren gezeichnet, und sein schöner Dialog, die frischen geistreichen Verse, die moderne Behandlung der Sprache streift nicht selten an Muffet'sche Werke. Augier in diesem Stücke ist Poet, was von seinem glücklichen Nebenbuhler diesmal nicht gesagt werden kann. Philiberte ist ein naives, furchtsames Ding, das, ohne schön zu sein, voll einer gehaltvollen Liebenswürdigkeit ist. Die Mutter, eine stupide, coquette Marquise, sieht mit ihrem blöden Auge diese innere Schönheit nicht, und sie giebt ihrer älteren Tochter, die äußeren Glanz und aristokratische Coquetterie für sich hat, den Vorzug. Das beginnt, wie Sie sehen, ungefähr wie Töpfers Zurücksetzung. Dank sei es der liebevollen Zärtlichkeit der Marquise, Philiberte hat bald den Ruf seltner Häßlichkeit. Philiberte in ihrer sensitiven Natur schreckt noch mehr zurück und nimmt die allgemeine Ansicht als ausgemachte Wahrheit an. Vergebens sucht ihre liebende Schwester sie zu trösten, sie hält sich für häßlich und dumm, weil sie einfach ist und nicht zu sprechen wagt. Ihre Schwester hat einen Bräutigam und sie soll sich ebenfalls verheirathen. Die arme Philiberte ist resignirt, sie sieht sich schon als alte Jungfrau und antcipirt ihre künftige Rolle am Strickkorbe in der einsamen Stube. Ihre Schwester will Philiberte aufklären, sie erzählt ihr, daß der Nachbar, ein armer Edelmann, verliebt in sie sei. Der schwesterliche Scheinheitsbeweis leidet in den Augen Philiberte's durch seine Armuth und sie glaubt nicht daran. Da kommt ein alter Herzog, ein Libertin, wenn es je einen gegeben, dieser muß vom Hofe entfernt bleiben, wenn er nicht mit einer Herzogin an demselben erscheinen kann. So will es der König, denn Ludwig XVI. und Maria Antoinette waren gar seltsam und ihr Hof bekannlich auch. Er verfällt auf den Einfall, die häßliche Philiberte zu heirathen, und die Mutter, die sich unverhoffter Weise von einer hängen Sorge befreit sieht, greift mit beiden Händen zu. Er macht seinen Antrag bei Philiberte, und diese nimmt ihn ohne Entrüstung auf, aber auch ohne sich weiter zu eröffnen. Allein der schlaue Herzog hat errathen, er wußte es herauszubringen, daß der Nachbar nicht ungern gesehen wäre, wenn man an seine Aufrichtigkeit glauben könnte, und er bestärkte Philiberte in ihrem Verdachte, daß der Raymond de Taulignan es bloß auf ihre Mitgift abgesehen habe. Ermuthigt durch die Schwester erscheint dieser gerade jetzt mit seinen Anträgen und wird unter verletzenden Ausdrücken zurückgewiesen. Der Neffe des Herzogs, le Chevalier Tallemay, der ebenfalls zur Hochzeit geladen, ein würdiger Neffe des Onkels, ein Herzeneroberer, ein stürmender Don Juan, findet Philiberte hübsch genug für den Raum einiger Tage, und er beschließt ihr den Hof zu machen. Raymonds Abwehr, die ehe-

lichen Scrupel, die herausfordernde Ironie der vertrauenden Liebhaberei stacheln seinen Ehrgeiz. Als geübter Feldherr hat er schnell seinen Plan einstudirt, er muß sentimental undmondscheinsüchtig sein. — Philiberte frugt, sie glaubt zuerst an einen Scherz, dann an einen eigennützigen Heirathsantrag — der Erbe des Herzogs enttäuscht sie mit einem Worte, er ist dreimal reicher als sie. Er erklärt als guter Libertin, daß er sie auch gar nicht zur Frau wolle, sondern zur Geliebten — Philiberte ist überglücklich — Raymond hat nicht gelogen, man kann sie lieben, er liebt sie. Ihre jungfräuliche Scham erwacht erst später, sie hat in ihrem neuen Glücke ganz das Entehrende dieses Antrags übersehen. Nun erwacht ihre Zuversicht und diese macht sie geistreich, äußerlich liebenswürdig schön. De Tallemay verliebt sich ernstlich in sie und will sie wirklich heirathen — sie aber kehrt reuig zu Taulignan zurück, dieser erklärt, daß sein Herz erkaltet. Hiermit schließt der zweite Act. Der Dritte ist ausgefüllt von albernen Verwickelungen zwischen Onkel und Nefen, von einem Duell zwischen diesem und dem Onkel. Onkel und Nefen wollen lieber zu Gunsten des armen Edelmanns zurücktreten, und beide beschwören sie, ja nicht den Andern zu heirathen. Philiberte macht Taulignan zum Schiedsrichter, der Contract ist fertig und Raymond hat blos den Namen des Bräutigams zu nennen, er kämpft lange mit sich, aber endlich hat sein Gewissen gestegt, er spricht tapfer den Namen des Nefen aus. Dieser Edelmuth rührt allgemein und Philiberte fällt Raymond zu Füßen und bittet ihn auf den Knien ihr Mann zu werden. Er läßt sich erweichen, die Mutter giebt auch nach, denn

après tel un éclat

il le faut très . . .

und beschließt die Komödie.

Ich habe Gelegenheit gehabt, Herrn Emil Augier wegen seiner hausbackenen Spießbürger-Poesie in Gabrielle nicht eben schonend zu behandeln, und ich bin um so froher, dem talentvollen jungen Manne auf einer freien künstlerischen Bahn zu begegnen. Ich möchte gern einige Stellen aus den beiden ersten Acten citiren, aber es wird mir die Wahl schwer. Das ist voll Geist und Leben und frisch voll poetischen Duft von Anfang bis zu Ende. Und dann ist der Ton jenes alten Wüstlings aus Ludwig des XV. Schule so vortrefflich wiedergegeben, der Dialog enthält so viele feine Nuancen, so treffende Beobachtungen, daß man aus dem Kunstgenusse nicht herauskommt. Nur die Entwicklung und der Schluß sind dumm und unpoetisch. Um dem Dichter gar Nichts schuldig zu bleiben, möchte ich noch erwähnen, daß der Uebergang von Philiberte der wortscheuen zu Philiberte der geistreichen zu französisch gespielt sei. Philiberte ist mit einmal zu geistreich, zu offensibel geistreich geworden, und der Gedanke, als wenn ihre reizende Naivetät eine bloße Maske gewesen kommt uns unwillkürlich in den Kopf, und verleitet nur die Sympathie mit ihr. Und wie das gespielt wird! Da können

doch alle deutschen Schauspieler zusammengenommen in die Schule gehen. Dieses harmonische Ineinandergreifen ist man in Deutschland leider nur bei Orchestern gewohnt, wenn ein tüchtiger Kapellmeister die Herren mit seinem Stabe zusammenhält.

### Türkische Zustände.

Constantinopel, den 25. April 1853.

Die Lage ist eigenthümlich. Kaum besteht noch ein Zweifel darüber, daß die Hauptschwierigkeiten, auf welche die hier gepflogenen Unterhandlungen gestoßen waren, überwunden sind; der Courierwechsel ist minder lebhaft geworden, die Conferenzen der Minister unter einander sowol wie mit den fremden Vertretern folgen nicht mehr Schlag auf Schlag, die hohe Societé von Pera ist minder erregt — und dennoch will das eigentliche Zutrauen, welches man noch vor Jahr und Tag in die hiesigen Zustände setzte, nicht zurückkehren. Die Verständigen zwar sind unter sich völlig darüber einig, daß in der nächsten Zukunft die Integrität des ottomanischen Reiches nicht angetastet werden wird; aber man ist über diese Zukunft nur beruhigt, sofern sie eben nächste, d. h. ein Zeitraum von einigen Monaten ist. Es liegt also Etwas in den Zuständen dieses Landes, was dem öffentlichen Vertrauen zu dem Bestande der gegenwärtigen Ordnung entgegenwirkt. Hauptmotiv für alle Besorgnisse ist ohne Zweifel der Fortbestand des seitherigen Ministeriums. Die Männer, welche es bilden, und namentlich sein Chef, Mehmed Ali Pascha, haben sich seither so durchaus unfähig erwiesen, nicht allein das Ruder des Staates zu führen, sondern auch nur seine Stellung gegenüber Europa zu begreifen, sie sind dabei dermaßen befangen in Vorurtheilen und der Großvezier (Sader-Azam), ist in so hohem Maße Fanatiker, daß nicht abzusehen ist, wie eine von solchen Köpfen geleitete Politik sich durch die äußerst schwierigen Defileen hindurchwinden wird, deren es auf dem eingeschlagenen Wege so viele giebt.

„Sie werden ehestens wiederum irgend eine Thorheit begehen,“ — das ist der einstimmige Ausdruck der hiesigen allgemeinen Meinung; aber wohlgemerkt: ich habe dabei nur Pera im Auge und fränkische Ansichten; denn wenn hätte jemals Stambul, auf der anderen Seite des goldenen Horns, mit den Giaur's, auf der diesseitigen einerlei Meinung getheilt. Im Gegentheil sind die Türken mit den gegenwärtigen Ministern zufrieden, und, so sonderbar es auch klingen mag, es ist unantastbare Wahrheit, daß man in die Männer, unter deren Leitung das Reich so eben die härtesten Concessionen gemacht und die unüberlegtesten Unternehmungen begonnen und sodann mit Schmach aufgegeben hat, die Hoffnung setzt: sie würden dem Halbmonde zum alten Ansehen zurück verhelfen und sein Supremat im Südosten Europa's auf's Neue feststellen. „Unter Reschid